

Am anderen Abend zog Mehmed ben Chemel die neuen Hosen an, den Wintermantel und den grauen Sommerhut. Er steckte zwei Tafeln Schokolade zu sich und, da es ihm beim Wechseln der Kleider entgegenfiel, das breite Negermesser.

Unterwegs stieg er in einen Garten und schnitt (gut, daß er das Messer mit hatte!) einen Strauß bunter Georginen in allen Herbstfarben. Hierbei zeigte sich sein Mantel recht hinderlich. Denn er wurde von Hunden aufgespürt, mußte mit all der Schnelligkeit fliehen, die ihm zu Gebote stand, und riß sich einen langen Streifen aus dem neuen Mantel. Er saß danach eine Weile am Rheinufer unweit der Villa des Bankdirektors, um zu Atem zu kommen und den Schaden zu besehen. Er fand, daß der Strauß für das Fräulein nicht zu hoch bezahlt sei, und meinte, sie würde ihn auch mit dem Riß lieben. Trotzdem war ihm etwas bange zu Sinn, als er über die Gartenmauer stieg.

Die Lampe leuchtete wie am Tag zuvor. Die Schnur des Georginentraußes zwischen den Zähnen, den grauen Hut zurückgeschoben, so daß Licht in seine andächtigen Augen fiel, stieg er am Spalier hinauf.

Fräulein Flüha trat ans Fenster, Mehmed war traurig, daß sie nicht das zierliche Hemd trug wie am Vortag, sondern ein Seidenkleidchen von der Buntheit, wie sie nach ihrer Meinung Farbige lieben. Sie sah nicht gut aus. Auch ihr Gesicht war bunt. Rotfleckig vor Erregung, beschattet von Verstellung.

Sie zitterte, als Mehmed den Arm um ihre Schulter legte und leise in den Knien einknickend den Kopf so weit zurückbeugte, daß die schweren Augenlider wie bei einer Puppe in den Kopf hineinfließen und er das einzige Mal in seinem Leben mit ganzen und offenen Augen aufsaß.

Der verabredete Augenblick war gekommen. „Jetzt“, sagte sie heiser und räusperte sich. Zwei Polizisten, die hinter der Tür gelauert hatten, sprangen herein, stürzten sich auf den Ara-

ber. Aber er warf sich katzenschnell zu Boden, beim Fall glitt ihm aus der Manteltasche das Negermesser entgegen, mit einem Wehgebrüll sprang er auf. Zwei Stiche trafen das Fräulein mitten ins Herz, dann schwang sich Mehmed durchs Fenster in den Garten, raffte sich auf, lief. Piffe hinter ihm her. Polizisten von allen Seiten, Radfahrer. Mehmed raste hutlos, das Messer schwingend, die Rheinpromenade hinter, überrannte, stach zu Boden, was sich ihm entgegenstellte, Mann, Frau, Mann, Uniform: er sah nur weiße Gesichter, listige Augen. Frau, Mann, Frau: er lief nicht um sein Leben, nicht um irgendein Ziel. Mann, Frau, Mann Frau: er brüllte ab und zu das gleiche Wehgebrüll.

Nach einer Viertelstunde der Jagd brach Mehmed ben Chemel an irgendeiner Gartenmauer zusammen. Drei Polizisten waren sofort über ihn her, fesselten ihn an Händen und Beinen. Stellten ihn auf die Füße. Rüttelten ihn, schrien. Eine riesige Menschenmenge hatte sich eingefunden, bedrohte Mehmed mit Steinen, Latten und Knütteln. Mehmed wandte den Leuten den Rücken zu, sah über die Mauer weg. Das bekannte, das geliebte Licht leuchtete noch. Er war bei seiner Jagd im Kreise gelaufen. Er zog die Augenbrauen in die Höhe. „Aimer“, flüsterte er, aber von den Polizisten verstand keiner Französisch.

Im Gefängnis war Mehmed leicht zu leiten wie ein Kind. Die Wärter mochten ihn gern. Nachdem man ihn anfangs gefesselt hatte, ließ man ihm nachher alle Freiheit. Er sprach mit niemandem, zankte nicht, setzte sich nicht zur Wehr. Sein Gesicht veränderte sich niemals. Immer waren es die gleichen halbbedeckten Augen. Niemand hat ihn je schlafen gesehen. Denn solange einer in der Zelle wachte und sobald ein Wärter sich der Zelle näherte — er roch das, hörte das durch die Mauern — erwachte er. Es war ihm nun genug. Die Weißen sollten keine Macht mehr über ihn gewinnen.